Bernd Greiner

Professor Dr. Bernd Greiner, geboren 1952 in Pirmasens, ist Historiker, Politikwissenschaftler und Amerikanist. Seit 1994 leitet er den Arbeitsbereich „Theorie und Geschichte der Gewalt“ am Hamburger Institut für Sozialforschung. Außerdem lehrt er am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg. Zu seinen wichtigsten Buchveröffentlichungen gehören: „Kuba-Krise: 13 Tage im Oktober. Analysen, Dokumente, Zeitzeugen“ (1988), „Die Morgenthau-Legende. Zur Geschichte eines umstrittenen Plans“ (1995) und „Krieg ohne Fronten. Die USA in Vietnam“ (2007).

Kontakt Professor Dr. Bernd Greiner
Hamburger Institut für Sozialforschung
Mittelweg 36
20148 Hamburg
Deutschland

Vietnam und My Lai: Schwärende Wunden im Gedächtnis der USA

Adelbert Reif im Gespräch mit dem Historiker
Professor Dr. Bernd Greiner

Mit seinem umfangreichen Werk „Krieg ohne Fronten – Die USA in Vietnam" (Hamburger Edition, 2007) legt der Hamburger Historiker Professor Dr. Bernd Greiner die weltweit erste wissenschaftliche Buchpublikation über die Kriegs- und Menschenrechtsverbrechen der USA in Vietnam vor. Erarbeitet auf der Grundlage des Bestandes der „Vietnam War Crimes Working Group" und der „Peers-Kommission", vermittelt die Lektüre ein umfassendes und erschütterndes Bild der in Vietnam über ein Jahrzehnt verursachten Gräuel. „Ein zweites Mal würde ich mich einer solchen psychisch strapaziösen Aufgabe nicht unterziehen wollen", befindet der Wissenschaftler denn auch. Dass für den Abschluss seiner Recherchen in den USA Eile geboten war, erwies sich erst im Nachhinein: Inzwischen wurde nämlich der Zugang zu den von ihm benutzten Akten in den US-Archiven seitens der zuständigen amerikanischen Behörden wieder eingeschränkt.

conturen: Herr Professor Greiner, was sind die Ursachen dafür, dass erst jetzt – 40 Jahre später – die amerikanischen Kriegs- und Menschenrechtsverbrechen in Vietnam eine umfassende historische Darstellung und Analyse erfahren?

Vietnam ist eine schwärende Wunde

Greiner: Vietnam ist für die USA noch immer eine schwärende Wunde. Es besteht keine große Neigung, sich dieses Themas anzunehmen. Dieser Krieg ragt, wie viele Kriege in anderen Gesellschaften auch, unmittelbar in die Familien hinein. Er rührt an Empfindlichkeiten, die man auch im Abstand von 30, 40 Jahren nur mit äußerster Zurückhaltung bereit ist, zu thematisieren. Wenn überhaupt, dann wagen sich Historiker der Alterskohorte zwischen 50 und 60 Jahren an das Thema heran. Von einigen jüngeren Historikern glaube ich zu wissen, dass sie sich mittlerweile umorientieren, aber deren Forschungsergebnisse haben sich bisher noch nicht in einschlägigen Arbeiten manifestiert.

conturen: Während des Krieges aber gab es immer wieder Berichte und Reportagen über die amerikanischen Kriegsverbrechen in Vietnam...

Reflexion mitten im Krieg

Greiner: Es gab ein enges Zeitfenster von sechs bis acht Monaten, in dem wir wirklich etwas Außergewöhnliches in den USA beobachten konnten: nämlich dass sich eine kriegführende Gesellschaft, noch während der Krieg stattfindet, mit der von ihr selbst

Ist Gewalt so amerikanisch wie Apfelkuchen?

zu verantwortenden Gewalt auseinandersetzt. Wenn Sie die Berichterstattung großer amerikanischer Medien wie „Time Magazin“, „Newsweek“ oder „The New York Times“ in der Zeit verfolgen, als Seymour Hersh seine ersten Artikel publizierte, dann können Sie feststellen, dass eine ganze Reihe die Gesellschaft höchst irritierender Fragen aufgeworfen wurde. Zum Beispiel fragte das „Time Magazine“: Ist Gewalt so amerikanisch wie apple pie? Es ging um die Frage, ob das, was im Fall Vietnam geschah, sozusagen eine Fortsetzung dessen war, was die Gesellschaft auch im Inneren zerfraß, wenn man etwa an die Ermordung von Martin Luther King, von Präsident Kennedy und die Gewaltexzesse in den Ghettos denkt.

Die heimkehrenden Soldaten versuchten eine Art öffentlicher Selbsttherapie

Hinzu kam der außergewöhnlichen Umstand, dass die aus Vietnam zurückkehrenden Soldaten etwas ganz anderes taten, als Krieger, die aus einem Krieg nach Hause kommen, normalerweise tun, nämlich entweder zu schweigen oder Heldengeschichten zu erzählen. Diese Soldaten versuchten, sich in einer Art öffentlichem Selbstgespräch mit dem, was sie erlebt oder gesehen hatten – oder teilweise auch verschuldet hatten –, auseinander zu setzen. Es war eine Art „öffentlicher Selbsttherapie“. Das irritierte die amerikanische Gesellschaft für einige Monate, kippte allerdings sehr schnell um in eine Abwehrhaltung. Als deren Höhepunkt kann man die Parteinahme einer breiten Öffentlichkeit für William Calley, den „Schlächter von My Lai“, bezeichnen. Dies führte dazu, dass man die Frage der Kriegsverbrechen der USA in Vietnam auf geradezu aggressive Weise dethematisierte. Und heute – 40 Jahre danach – würde ich soweit gehen zu sagen, dass My Lai im amerikanischen Bewusstsein keinen Platz mehr hat.

conturen: Und wie war die Reaktion auf diese Berichte außerhalb der USA, beispielsweise in Europa?

Die Parole der Studentenbewegung: USA – SA – SS

Greiner: In der Bundesrepublik war die Reaktion zweischneidig. Wenn wir auf den Herbst 1969 zurückblicken – die Studentenbewegung hatte ihren Höhepunkt bereits überschritten –, dann hallten die Parolen dieser Zeit immer noch nach und Vietnam war sozusagen der empirische Beleg für eine zur damaligen Zeit sehr bekannte Parole, die da lautete: USA-SA-SS. Man band also in einer merkwürdigen Argumentation die Verbrechen der Nationalsozialisten zusammen mit dem, was an Scheußlichkeiten aus Vietnam berichtet wurde. Mit dieser Klammer wurden die älteren Generationen gewissermaßen in doppelte Haftung genommen, für die Nazizeit verantwortlich zu sein und die Allianz mit den verbrecherischen USA hochhalten zu wollen. Dieser Vorwurf fand, zumindest im Subtext, auch in manchen Beiträgen des „Spiegel“ seinen Niederschlag. Aus einem Teil der Leserbriefe, die der „Spiegel“ nach der Veröffentlichung eines Leitartikels über William Calley und seine Verbrechen in My Lai publizierte, wurde wiederum der entschuldigende Gestus offenbar: Da sehen wir, auch die Ankläger von Nürnberg sind, wenn sie sich in einer solchen kriegerischen Konfrontation befinden, nicht besser als es die Deutschen im Zweiten Weltkrieg im Osten waren. Erkennbar war eine Tendenz zur Exkulpation der Naziverbrechen auf dem Umweg über Vietnam.

Exkulpation der Naziverbrechen auf dem Umweg über Vietnam

conturen: Würden Sie sagen, dass die, gelinde ausgedrückt, zurückhaltende oder sogar verhalten entschuldigende Darstellung der amerikanischen Kriegsverbrechen durch wesentliche Teile der europäischen, vor allem auch der deutschen Medien, dem Kalten Krieg geschuldet ist?

Greiner: Ja, in jedem Fall. Die Überwölbung dieses Kalten Kriegs trug sehr viel zur Dethematisierung oder zu der Haltung eines nicht genauen Hinsehens auf das, was die Amerikaner in Vietnam trieben, bei. Der damals als gängige politische Münze im Schwange befindliche Satz „Berlin wird in Saigon verteidigt", liest sich aus der heutigen politischen Perspektive nicht nur merkwürdig, sondern schlicht lächerlich. In der Zeit der späten 60er-Jahre war das eine Aussage, die vor dem Hintergrund der noch virulenten Auseinandersetzungen zwischen Ost und West sehr verfänglich war. Die Sowjets intervenierten mit eigenen Truppen und denen mehrerer Staaten des Warschauer Pakts in Prag und schlugen den „Prager Frühling" nieder. Das war eine Frontstellung, bei der man sehr schnell geneigt war zu sagen: Krieg ist eben Krieg und im übrigen sind „die anderen" auch nicht viel besser und in Vietnam wird wenigstens ein Beitrag geleistet, die Expansion des internationalen Kommunismus in Asien einzudämmen.

Der Kalte Krieg trug viel dazu bei, dass über das, was die Amerikaner in Vietnam trieben, nicht geredet wurde

Die Expansion des Kommunismus eindämmen

conturen: In wieweit waren die internationalen Organisationen, beispielsweise das Rote Kreuz, über die Verbrechen informiert? Und vor allem: Wie reagierten sie darauf?

Greiner: Das Internationale Rote Kreuz hatte zumindest Kenntnis von den Zuständen in südvietnamesischen Gefängnissen, Zivilgefängnissen, in die auch Gefangene überstellt wurden. In einem asymmetrischen Krieg werden nicht in der Dimension Gefangene gemacht wie in einem konventionellen, aber diejenigen, deren die Amerikaner habhaft wurden, weil sie den Verdacht hatten, sie wären in irgendeiner Weise mit dem Vietcong liiert, überstellten sie sofort und umstandslos an die südvietnamesischen Streitkräfte oder Sicherheitsorgane. Natürlich vollzog sich das in einer rechtlichen Grauzone, weil nach der Genfer Konvention die überstellende Macht gehalten ist, dafür Sorge zu tragen und zu überprüfen, dass die Gefangenen, die sie an eine Drittmacht weitergibt, auch nach den Standards der Genfer Konvention behandelt werden. Darum kümmerten sich die US-Behörden in Vietnam nicht und viele dieser Kriegsgefangenen landeten buchstäblich in Folterkellern.

Die Amerikaner überstellten gefangene Vietcong-Kollaborateure an die südvietnamesischen Streitkräfte

Aufgrund verschiedener Initiativen erhielt das Internationale Rote Kreuz Zugang zu einigen dieser Kriegsgefangenenlager oder Zivilgefängnisse und was ihre Vertreter dort feststellten, bestätigte nur den schlimmsten Verdacht, der zuvor schon von Journalisten geäußert worden war. Nicht Übergriffe einzelner Wärter waren in diesen Einrichtungen an der Tagesordnung, sondern systematische Folter zur Demütigung des Gegners. Das Rote Kreuz machte – das muss man ganz klar sagen – aus dieser Kenntnis nicht sehr viel. Das US-Außenministerium wusste um die Berichte des Roten Kreuzes, war durchaus irritiert und versuchte, die durchgesickerten Informationen zu dementieren. Zwei oder drei Kongressabge-

In den Gefangenenlagern stand Folter auf der Tagesordnung

Keine Resonanz in der breiten Öffentlichkeit

ordnete nahmen das zum Anlass, nach Vietnam zu reisen, um sich ein Bild vor Ort zu machen. Sie fanden das, was sie indirekt über das Rote Kreuz erfahren hatten, bestätigt. Aber In der breiteren internationalen Öffentlichkeit blieb das ohne Resonanz.

conturen: Sie sprechen in Ihrem Buch von einer „endemischen Verachtung des internationalen Kriegsrechts" durch das US-Militär. Sind denn auf internationaler Ebene überhaupt jemals ernsthafte Versuche unternommen worden, den amerikanischen Terror in Vietnam zu stoppen?

Konferenzen und Proteste

Greiner: Es fanden einflussreiche internationale Konferenzen und Protestkundgebungen statt. Denken Sie nur an das Russell-Tribunal. Darüber hinaus gab es auch Initiativen, die von amerikanischer Seite angeregt wurden, zum Beispiel vom Center for Constitutional Rights in New York. Über sehr gute internationale Vernetzungen brachten diese Initiativen ihre Informationen an die Öffentlichkeit. Das Russell-Tribunal hatte großen Einfluss, insbesondere im liberalen, linksliberalen und religiösen Milieu. Auch die Berichte einer Reihe aus Vietnam zurückgekehrter Ärzte, die in vietnamesischen Krankenhäusern anhand der Verletzungen von gewissen Patienten ein ziemlich konkretes Bild von den amerikanischen Verbrechen gegen die Menschlichkeit hatten gewinnen können, trugen dazu bei, diese Verbrechen öffentlich zu machen. Eines kam zum anderen. Das führte im weitesten Sinne dazu, dass die von den USA damals bevorzugte Praxis der Kriegführung, als in jedem Fall gegen internationales Kriegsrecht verstoßend, kritisiert wurde. Es erschien eine große Anzahl von Publikationen, auch in deutscher Übersetzung, wie etwa der Band „Entlaubt den Dschungel" von David Halberstam, in die viele dieser Informationen einflossen.

Verbrechen gegen die Menschlichkeit

conturen: Zu den erschreckendsten und deprimierendsten Abschnitten Ihres Buches gehören die Darstellungen der „psychischen Dimensionen" des gezielten, bewusst durchgeführten Massenmordens an Nichtkombattanten: Frauen, Kindern, Alten und Kranken. Würden Sie von einer „Gewöhnung" großer Teile des US-Militärs an gezielte Massentötungen sprechen?

Die Dynamik eines asymmetrischen Krieges

Greiner: Die Einsatzrichtlinien für die Truppen in Vietnam waren geradezu eine Übersetzung des internationalen Kriegsrechts, der Genfer Konvention und der Haager Landkriegsordnung. Dass all dies in Vietnam nicht zum Tragen kam, war der Dynamik dieses besonderen Krieges geschuldet, eines asymmetrischen Krieges, in dem eine Truppe, die für eine solche Auseinandersetzung weder ausgebildet noch ausgerüstet war, in den Kampf geschickt wurde.

conturen: Wie erklären Sie sich diese mangelnde Ausbildung?

US-Soldaten waren auf ihre Gegner nicht vorbereitet

Greiner: Denken Sie immer daran, dass wir es mit einer Armee von Adoleszenten zu tun hatten, mit 17-, 18-, 19-jährigen Jungen, die im Schnitt fünf, sechs Jahre jünger waren als die Soldaten der Armee, die im Zweiten Weltkrieg oder im Koreakrieg gekämpft hatten. Diese Soldaten waren nicht im mindesten darauf vorbereitet, welchem Gegner sie begegnen würden und dass dieser Gegner nach einer völlig anderen Logik kämpfte als sie. Sie mussten er-

fahren, dass weder ihre Ausbildung noch ihre überlegene Bewaffnung irgend etwas taugte und fanden sich in einer Situation wieder, in der teilweise mehr als die Hälfte ihrer Verluste nicht auf die unmittelbare Konfrontation mit dem Gegner zurückzuführen war, sondern auf einen anonymen, überall und nirgendwo lauernden Tod, den so genannten „Sekundentod“ durch Sprengfallen, durch Heckenschützen, durch „Snipers“. Das sind Momente, die die Moral einer Truppe binnen kürzester Zeit soweit erodieren können, dass nichts anderes mehr zurückbleibt als ohnmächtige Wut und das Bedürfnis – wie es diese Soldaten auch formulierten –, „irgendeine Spur zurückzulassen“, um sich selbst zu beweisen, dass sie „überhaupt da waren“ und „keine überflüssigen Soldaten“ waren.

Mehr als die Hälfte aller Opfer starben nicht im regulären Kampfgeschehen

Auf der Seite der Truppen vermischte sich das mit einer Truppenführung – ich rede jetzt über Divisionskommandeure, Brigadekommandeure, aber insbesondere über die unteren Offiziere, die fast durchweg nur aus einem einzigen Grund am Krieg in Vietnam teilnahmen, nämlich um ihre Karriere zu befördern. Es gab im Pentagon einen Karrierestau und man konnte am schnellsten die Karriereleiter empor klettern, wenn man ein Kampfkommando vorweisen konnte. Deshalb gab es für Vietnam oft mehr Bewerber als offene Stellen. Diese Leute waren nur sechs Monate im Land und worauf es ihnen ankam, war, eine makellose Bilanz abzuliefern. Wie diese Bilanz zustande kam, war ihnen völlig egal. Viele von diesen Führungskräften waren denn auch geneigt, ihren zutiefst frustrierten Truppen, um sie überhaupt noch bei Laune zu halten, die „lange Leine“ zu lassen. Das heißt, hier geschah etwas, was wir schon im Mittelalter beobachten können: Der Kommandeur gibt eine Stadt für Plünderungen und zum Vergewaltigen frei für eine Nacht.

Karriere durch Kampf

Die Kommandanten gestatteten Plünderungen und Vergewaltigungen

conturen: Wenn die Verbrechen nicht Teil des Einsatzes waren, sondern erst aus der besonderen Situation des Krieges geschahen, dann stellt sich die Frage: Wie viele Soldaten waren Ihrer Einschätzung nach daran beteiligt?

Greiner: In den zehn Jahren, in denen die Amerikaner in Vietnam stationiert waren, hatten sie ungefähr 2,5 Millionen Soldaten im Land. Nur zehn Prozent von diesen 2,5 Millionen waren Soldaten im unmittelbaren Fronteinsatz. Die restlichen 90 Prozent waren mit Logistik und Unterstützungen aller möglichen Art befasst. Und von diesen zehn Prozent, die in Kampfeinsätzen waren und die sich, in welcher Einheit auch immer, dieser Kriegsverbrechen schuldig machten, kann man nach meiner Kenntnis der Akten sagen, dass das Verhältnis von Tätern und „Beiseitestehenden“, also Soldaten, die sich zurückhielten und zumindest nicht aktiv an Verbrechen beteiligt waren, bei 50 zu 50 lag. Ganz wenige leisteten aktiv Widerstand. Aber immerhin kann man nicht behaupten, dass wir es mit einer Armee zu tun haben, die sozusagen in toto marodierte. Andererseits ist auch festzuhalten, dass ausweislich der Akten alle in Vietnam eingesetzten Kampfeinheiten in der einen oder anderen Weise mit Kriegsgräueln oder Kriegsverbrechen in Verbindung gebracht werden können, aber nicht alle mit Massakern. Vertreten ist die ganze Bandbreite von Folter über Gefange-

Zehn Prozent der Soldaten waren im Kampfeinsatz, davon war jeder Zweite an Verbrechen beteiligt

nenmord, Vergewaltigung und Plünderung, wahlloses Niederbrennen von Ortschaften bis hin zu Massakern.

conturen: Ihre Einschränkung mindert die Zahl der Täter, aber nicht die Zahl der Opfer...

Ein in jeder Weise entgrenzter Krieg

Greiner: Diese Differenzierung ändert nichts daran, dass es ein in jeder Weise entgrenzter Krieg war, in dem vietnamesisches Leben billig war. Es war im Zweifelsfall egal. Man konnte seinen Frustrationen und seiner Wut freien Lauf lassen und nutzte diesen Handlungsspielraum. Wir haben es hier nicht mit einer Form selbstläufiger Gewalt zu tun, die die Akteure überwältigte und sie zu Vollzugsinstrumenten einer nicht mehr zu bremsenden Dynamik machte. Es gab Handlungsspielräume, um Gewalt anzuwenden oder sie nicht anzuwenden. Wenn Sie sich zum Beispiel das Massaker von My Lai anschauen: Der Anteil derer, die man gemeinhin als Berserker bezeichnet, also Personen, die gewissermaßen „neben sich stehend" in unbändiger Wut alles kurz und klein schlagen, was ihnen begegnet oder im Wege steht, können Sie nicht nur im Falle My Lai an einer Hand abzählen. In der Regel war es Tötungsarbeit: Man wusste sehr genau, was man tat, und man verhielt sich so, wissend um die Identität der Opfer. Oft bedurfte es nur eines einzigen Befehls, um diesen Prozess zu beenden. Keinesfalls war es etwas, was man landläufig als „Blutrausch" bezeichnet. Die Verbrechen wurden zu weiten Teilen bewusst, kaltblütig und kalkuliert begangen.

Tötungsarbeit, kein Blutrausch

conturen: Lässt sich die Zahl der Opfer auch nur annähernd beziffern?

Keine verlässlichen Angaben über die Zahl der zivilen Todesopfer

Greiner: Wenn Sie allein die Frage beantworten wollen, wie viele Zivilisten in diesem Krieg zu Schaden kamen, wie viele dauerhaft verletzt, verstümmelt oder getötet wurden, dann bekommen Sie entweder die konservative Antwort: 1,5 Millionen Tote, oder gemäß anderen Statistiken: 3,5 Millionen Tote. Das macht zugegebenermaßen einen dramatischen Unterschied aus. Ich habe noch keine einzige Studie gesehen, die halbwegs verlässlich nachweisen konnte, auf welcher empirischen Grundlage ihre Aussagen beruhten und wie viele Opfer es tatsächlich waren. Es war ja ein Krieg, der nicht nur von Bodentruppen in der beschriebenen Weise geführt wurde, sondern auch von B-52 Bombern, die ihre Bombenlast über ganze Landstriche entluden und Dörfer im wahrsten Sinne des Wortes pulverisierten, von denen niemand wusste, wie viele Menschen in ihnen lebten. Meines Erachtens wird man nie dazu kommen, die Zahl der Opfer präzise zu benennen. Auch die Möglichkeiten der Historiker, auf Grundlage der überlieferten Quellen ein verlässliches Bild zu zeichnen, sind äußerst beschränkt. Wir haben Einblicke in das eine oder andere, wir können in Umrissen skizzieren. Wenn wir aber uns selbst gegenüber ehrlich sind und in unserer Interpretation den Quellen Gerechtigkeit widerfahren lassen, dann müssen wir uns eingestehen: Die Wahrheit liegt buchstäblich im Grauen.

Die Wahrheit liegt buchstäblich im Grauen

conturen: Auf Schritt und Tritt stößt man in Ihrem Buch auf US-Verbrechen in Vietnam, die eine Verbindung zu den amerikanischen Kriegsverbrechen im Irak und Afghanistan heraufbe-

schwören, wo von den Truppen zwischen Kämpfenden und Nichtkombattanten ebenfalls kaum Unterscheidungen gemacht werden. Jedenfalls ist die Zahl der zivilen Opfer sowohl im Irak wie in Afghanistan beträchtlich. Gehört die Ausübung solcher Verbrechen in einem gewissen Sinne „zur Tradition" des US-Militärs?

Verbrechen als Traditionsbestand des US-Militärs

Greiner: Es gibt im amerikanischen Militär diese Traditionslinien. Die Erfahrungen mit asymetrischen Kriegen, mit Guerillakriegen, der Konfrontation mit einem Gegner, der nach einer anderen Logik kämpft, gehen zurück bis auf die Kriege gegen die Indianer. Interessanterweise zogen ausgerechnet die Spitzen des Marinekorps Mitte der 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts aus diesen Erfahrungen die Konsequenz und erklärten, so könne man diesen Krieg in Vietnam nicht führen. Der Chef des Marinekorps, sein Stellvertreter sowie andere hochrangige Generäle wurden damals bei Verteidigungsminister McNamara vorstellig und argumentierten, man könne mit einer am Modell des Zweiten Weltkriegs orientierten Strategie den Krieg in Vietnam nicht nur nicht gewinnen, sondern laufe sehenden Auges in eine Falle und zahle für diesen Krieg einen unannehmbaren Preis. Sie schlugen vor, in die Dörfer zu gehen und sich nicht nur als Soldaten, sondern auch als Entwicklungshelfer zu betätigen. Man müsse der Bevölkerung Hilfestellung geben, die sie gegen die kommunistische Versuchung immunisiere. Sie sprachen sich aus für Entwicklungsarbeit, Aufbau einer Infrastruktur usw. Doch diese Vorschläge waren schneller vom Tisch, als sie formuliert worden waren. McNamara erklärte, es dauere zu lange, sei zu personalintensiv und schließlich zu kostenintensiv. Ironischerweise führte die Ablehnung dieser alternativen Strategie dazu, dass die USA in Vietnam den teuersten, längsten und, was die Verlustseite anbelangt, folgenreichsten Krieg überhaupt führten.

Entwicklungshilfe statt Kampfmaßnahmen

conturen: Würden Sie sagen, dass die USA in Afghanistan und im Irak nun einen ähnlichen Krieg führen?

Greiner: In der Tat sind gewisse Analogien zwischen der amerikanischen Vorgehensweise im Irak und in Afghanistan nicht zu bestreiten. Die amerikanische Militärführung prägte in den 70er- und 80er-Jahren im Rückblick auf die Erfahrungen in Vietnam zwei Worte: Never again. Sie wollte nichts mehr mit Szenarien à la Vietnam zu tun haben. Im Army War College verbrannte man in den 80er-Jahren alle Unterlagen, die man in den 60er-Jahren zur Pazifizierung angelegt hatte, mit dem Argument, man brauche diese nicht mehr, weil man einen solchen Krieg nicht mehr führen werde. Doch im Jahr 2000 kamen Donald Rumsfeld und seine Mitarbeiter ins Pentagon und verordneten aus ideologischen Gründen, aus politischen Motiven der US-Armee wieder einen Krieg ähnlicher Art wie in Vietnam. Mag es auch Unterschiede geben, ist es letztlich doch wieder ein Krieg, in dem man einem unsichtbaren Feind begegnet und nicht differenzieren kann, wer Kämpfer, wer Unterstützer, wer Sympathisant und wer definitiv Nichtkombattant ist.

Ähnlichkeiten mit den Kriegen in Iran und Afghanistan

conturen: Und die Ergebnisse sind ebenfalls dieselben...

Nach einem Anschlag auf ein Militärfahrzeug erschossen US-Soldaten viele Zivilisten

Greiner: Vor einigen Monaten veröffentlichte der „Spiegel“ einen Bericht aus dem Irak, der sich fast wie eine Eins-zu-eins-Übersetzung der Szenarien aus Vietnam liest. Es ging um das Massaker in Hadita: Eine US-Patrouille fuhr mit ihrem Transporter auf eine Mine. Von den vier oder fünf Soldaten wurden drei oder vier buchstäblich zerrissen. Ihre Kameraden, die das aus nächster Nähe beobachteten, zogen daraus nach dem Vorbild von My Lai die Konsequenzen: Sie begaben sich in eine nahe gelegenen Ortschaft, von der sie annahmen, dass sich in ihr die Täter oder zumindest die Unterstützer des Attentats befänden und meuchelten eine größere Anzahl von Zivilisten.

Auf eine Guerilla mit Rückhalt in der Bevölkerung…

…waren die amerikanischen Truppen nicht vorbereitet

Die Situation entspricht genau der Falle, vor der die Spitze des US-Marinekorps seinerzeit gewarnt hatte. Man begegnet einer Guerilla, die ihre Kriegsstärke zu weiten Teilen aus der Nutzung der moralischen Ressourcen der Bevölkerung zieht. Sie muss darauf vertrauen können, dass sie sich im Ernstfall verstecken kann, dass ihr Rückzugsgebiete in zivilen Siedlungen zur Verfügung stehen, gemäß dem berühmten Mao-Wort „Schwimmen wie ein Fisch im Wasser“. Sie muss ferner darauf vertrauen können, von der Zivilbevölkerung alimentiert zu werden. In Vietnam kam dazu – und ähnlich verhält es sich wohl auch in Afghanistan –, dass aufständische Insurgenten ganze Landstriche ökonomisch unter ihrer Kontrolle hatten, dass sie die Infrastruktur zur Verfügung stellten, Schulen errichteten etc. Eine Situation, die für Vietnam mit einem Satz beschrieben wurde: Der Vietcong ist nichts Volksfremdes, sondern der Vietcong ist das Volk. Wie soll eine Truppe, die auf ein solches Szenario nicht vorbereitet ist, die einem Gegner begegnet, der exakt die Nutzung dieser moralischen Ressource um seines eigenen Überlebens willen zu seiner hauptsächlichen Kriegstaktik erklären muss, am Ende noch unterscheiden, wer was ist? Das entschuldigt natürlich nicht, dass Hubschrauberbesatzungen beim Überfliegen eines Reisfeldes alle darauf befindlichen Menschen mit ihren MGs niedermähen. Und das entschuldigt auch nicht, in Afghanistan jeden Turbanträger in Verdacht zu haben, ein Taliban zu sein. Es kennzeichnet aber die Situation, aus der heraus solche Dynamiken resultieren.

conturen: Würden Sie die Kriege im Irak und in Afghanistan als eine Fortsetzung des „amerikanischen Engagements“ von Vietnam bezeichnen?

Eine Privilegierung der Exekutive, eine Machtamalgamierung im Weißen Haus

Greiner: Man hat es mit einer Traditionslinie, mit einer Entwicklung der longue duree zu tun, die nicht allein in Vietnam ihren historischen Ort hat, sondern weit darüber hinausgeht. Damit meine ich, was amerikanische Historiker und Politikwissenschaftler als „imperiale Präsidentschaft“ bezeichnen. Also die Möglichkeit, dass es durch die aus dem Lot geratene wechselseitige Kontrolle von Exekutive, Judikative und Legislative zu einer politischen Privilegierung, ja Unkontrolliertheit der Exekutive kam, zu einer Machtamalgamierung im Weißen Haus, in dem dann wechselnde Präsidenten unter Rückgriff auf wie auch immer definierte Notstandssituationen und mit der Dramatisierung von Patriotismus die Möglichkeit hatten, Kriege an solchen unsichtbaren Fronten

zu führen und sich damit die entsprechenden Konsequenzen aufzuladen.

conturen: Welche Rolle spielte der „doppelte Rassismus“ der amerikanischen Militäreinheiten im Vietnamkrieg? Mit „doppelten Rassismus“ meine ich, dass viele Vorstöße der US-Truppen auffälligerweise mit Namen amerikanischer Indianerstämme versehen waren und sich – aus amerikanischer Sicht – gegen „rassisch Minderwertige“ in Gestalt der Vietnamesen richteten...

Greiner: Dass das rassistische Element eine Rolle spielte, konnte man bereits während des Zweiten Weltkrieges sehen, als sich amerikanische Truppen im Pazifik gegenüber Japanern ganz anders verhielten als gegenüber Deutschen in Europa. Dennoch habe ich lange überlegt, in welcher Weise ich diesen Faktor des Rassismus als gewichtiges Argument zur Erklärung der Vorgänge heranziehen soll. Schließlich entschied ich mich, eher zurückhaltend damit umzugehen. Zum einen legt die Rede vom „Indian Country“, also dem Indianerland, in dem man sich bewegt, vordergründig nahe, es im einen Fall mit kulturell „minderwertigen Rothäuten“ und im anderen Fall mit „gelbhäutigen Schlitzaugen“ zu tun zu haben: Beide müssen im Zweifelsfall „aus dem Weg geräumt werden“. Dieses Argument ist zwar nicht gänzlich irrelevant. Aber es trägt meines Erachtens zur Erklärung letztlich nichts Entscheidendes bei, weil man den gleichen Gegner, dem man zugeschrieben hat, wie ein Indianer zu kämpfen, nicht nur mit rassistischen Motiven verachtet, sondern auch als mutigen Militär schätzt. Die Rede vom Vietcong und die Rede vom „Gook“, also diese herablassenden, mit rassistischen Stereotypen durchtränkten Redeweisen, laufen parallel zu Aussagen wie „Der Vietcong ist Mr. Charles oder Sir Charles“, also ein mutiger Soldat, ein ernst zu nehmenden Widerstand leistender Gegner. Zum anderen ist es in einem asymmetrischen Krieg letztlich gleichgültig, wen man vor sich hat: ob es sich nun um einen Asiaten, einen Afrikaner, einen Europäer oder wen auch immer handelt. Entscheidend ist vielmehr die Dynamik dieses asymmetrischen Krieges. Und noch ein dritter Punkt kommt hinzu: Es waren ja nicht nur die Amerikaner, die in dieser Weise gegen südvietnamesische Zivilisten auftraten. Es war die südvietnamesische Armee selbst, die mit ihren Landsleuten so verfuhr.

Rassistische Elemente spielten schon im Zweiten Weltkrieg eine große Rolle

Dem militärischen Gegner wurde aber auch Anerkennung gezollt

conturen: Wie lässt sich die Unterstützung einer breiten Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung für die Kriegführung der USA in Vietnam erklären?

Greiner: Das hängt mit der Dominanz dieser manichäischen Kalte-Kriegs-Interpretation des Weltgeschehens zusammen, die bis weit in die 70er-Jahre hinein unsere politische Vorstellungswelt prägte: Die Perhorreszierung des kommunistischen Gegners, die Vorstellung „fallender Dominos“ und die insbesondere in den USA sehr verfängliche Idee einer „Weltverschwörung“, das heißt hintergründig ständig agierender anonymer Mächte, die den Westen soweit zu unterminieren versuchen, bis er seine Selbstbehauptungsfähigkeit eingebüßt hat, gingen gerade in den 60er-Jahren einher mit einem Grundvertrauen der amerikanischen Öffent-

Die Ängste vor der „Weltverschwörung“

Niemand zweifelte an der Seriosität der Argumente für den Krieg

lichkeit in die Entscheidungen der eigenen Regierung. Keinen Augenblick zweifelte man in den USA an der Ernsthaftigkeit, Seriosität und Glaubwürdigkeit jener Argumente, die die Regierung zur Legitimation des Vietnamkrieges angab. Dieses Grundvertrauen kippte erst mit Watergate. Beides zusammengenommen, die Dominanz der Kalte-Kriegs-Weltsicht und das politische Urvertrauen in die eigene Regierung, gaben dieser Zustimmung das Fundament.

conturen: Erklärt das auch die öffentliche Unterstützung für schwerste Kriegsverbrechen beschuldigter Militärangehöriger?

Das Problem der Amerikaner mit ihrem Militär

Eine Institution, die keine Bürgerrechte kennt

Entmündigte Bürger sind nicht für Kriegsgräuel verantwortlich

Greiner: Das ist ein sehr kompliziertes Problem. Es wäre zu leicht zu sagen, man wollte diese Verbrechen nicht zur Kenntnis nehmen. Das entscheidende Argument ist ein anderes und hängt zusammen mit dem gebrochenen Verhältnis der Amerikaner zu ihrem Militär als Institution. In aller Kürze ließe sich die damalige Argumentation etwa wie folgt zusammenfassen: Amerikaner sind im Unterschied zu Europäern von ihrem Gesellschaftsverständnis her nicht damit einverstanden, ein Militär auf Dauer zu alimentieren. Sie haben ihr Land gegründet mit der Absage an ein stehendes Heer. Nun haben sich die Umstände geändert und sie sind im Zweifelsfall – als Patrioten – bereit, ihrer Regierung, wenn sie zu den Waffen ruft, zu folgen. Leisten sie dem Ruf Folge, dann heißt das zugleich, dass sie in eine Institution eintreten, die keine Bürgerrechte kennt. Sie suspendieren also ihren Status als Bürger für die Zeit, in der sie Uniform tragen. Das heißt, dass sie als Bürger ein Opfer bringen. Sie treten in eine Vertragssituation mit ihrer Regierung ein, suspendieren ihre Identität als Bürger und unterwerfen sich einer Institution, die auf Befehl und Gehorsam und nicht auf Mitsprache und Partizipation angelegt ist. Dafür aber muss im Gegenzug die Regierung auch ihren Anteil des Vertrags erfüllen, nämlich für all das verantwortlich zeichnen, was während dieses Krieges passiert. Das bedeutet, entmündigte Bürger sind nicht wieder durch die Hintertür als Mündige verantwortlich zu machen für das, was in einem Krieg geschieht. Mit dieser Argumentation trat ein großer Teil der so genannten „schweigenden Mehrheit“ an die Öffentlichkeit und forderte die Begnadigung für William Calley.

conturen: Aber kann man die Verantwortung für ein Verbrechen suspendieren?

Unterschiede zur politischen Kultur in Europa

Greiner: Es ging an diesem Punkt überhaupt nicht mehr um einen Diskurs über Kriegsverbrechen, sondern es ging um einen Diskurs über die Selbstverortung innerhalb des politischen Systems. Das ist von unserer Seite nur sehr schwer nachzuvollziehen. Man begreift diese Argumentation nur vor dem Hintergrund der Besonderheiten der politischen Kultur der USA, die sich in vielen Aspekten grundlegend von der politischen Kultur Europas unterscheidet.

conturen: Erkennen Sie im amerikanischen Umgang mit dem „Komplex Vietnam“ Tendenzen zur Vertuschung der eigenen Verbrechen oder eher zum historischen Vergessen?

Greiner: „Vertuschung“ ist ein Stichwort, das uns sehr nahe heranführt an die Art und Weise, wie offiziell mit diesem Thema umgegangen wurde. Das Pentagon ließ keine Gelegenheit aus, einschlägige Vorkommnisse, Vorgänge und Verbrechen auf bürokratische Weise aus der Welt zu schaffen. Generell ist die Bereitschaft in den USA, sich mit der eigenen Geschichte auseinander zu setzen, nicht sehr ausgeprägt. Das betrifft nicht nur Vietnam. Denken Sie etwa an die Diskussion, ob man in Washington eine Ausstellung veranstalten sollte über den Abwurf der ersten Atombombe auf Hiroshima am 6. August 1945, die letztendlich dazu führte, dass man den Bomber, von dem aus die Bombe abgeworfen wurde, rekonstruierte und ausgestellte, aber auf jede historische Kontextualisierung verzichtete. Dass das historische Gedächtnis der USA so extrem kurz ist, hat im Wesentlichen auch damit zu tun, wie diese Gesellschaft politisch-kulturell verfasst ist: Es ist eine Einwanderungsgesellschaft, die einen großen Teil ihres Zusammenhalts aus Patriotismus zieht. Patriotismus ist der Kern, der gemeinschaftsstiftend wirkt. Und Vietnam auf die Tagesordnung zu setzen, rührt natürlich an dieser Meistererzählung des glorreichen Patriotismus. Aus diesem Grunde ist es außerordentlich schwierig, das Thema Vietnam im öffentlichen Diskurs zu etablieren.

Das Pentagon ließ keine Möglichkeit aus, die Geschehnisse zu vertuschen

Kurzes historisches Gedächtnis der USA

conturen: Bemerkenswerterweise zeigt, wie Ihrem Buch zu entnehmen ist, auch Vietnam kein besonderes Interesse an einer historisch-kritischen Aufarbeitung des Vietnamkrieges und namentlich der Kriegsverbrechen...

Greiner: Auf politischer Seite gibt es augenblicklich eine ausgeprägte Neigung, nicht an einen Punkt zu rühren, von dem man vermutet, dass er die Beziehungen zum mittlerweile größten Handelspartner, nämlich den USA, stören oder negativ beeinflussen könnte. Und was die Seite der politischen Öffentlichkeit anbelangt, finden wir in Vietnam eine Gesellschaft, in der Zweidrittel der Bevölkerung jünger sind als 30 Jahre oder sich ungefähr an der 30-Jahre-Grenze bewegen. Das heißt, es handelt sich um eine sehr junge, im Aufbruch befindliche Gesellschaft, die eigentlich mit den Altlasten eines 30, 40 Jahre zurückliegenden Krieges nicht belastet werden will. Hinzu kommt, dass wir es im Fall von Vietnam ja auch mit einem Bürgerkrieg zu tun haben, in dem südvietnamesische Einheiten auf brutalste Art und Weise mit ihren der Unterstützung des Vietcong verdächtigten Landsleuten umgingen. Das trägt nicht unbedingt zur Bereitschaft bei, sich diesem Krieg und all seinen Weiterungen nachhaltig zu stellen.

Die junge Gesellschaft in Vietnam will von dem Kriegsgeschehen nicht mehr belastet werden

conturen: Am Schluss Ihres Buches gehen Sie auf die psychische Verfassung der Amerikaner ein, nach der jeder Hinweis auf die amerikanischen Verbrechen in Vietnam, jeder Angriff auf amerikanische Institutionen, als ein Angriff auf ihre eigenen Loyalitäten und ihren persönlichen Lebenssinn wahrgenommen wird. Folgt daraus letztlich, dass die gegenwärtigen und zukünftigen Kriege der USA nach dem „Modell Vietnam“ geführt und – nach unsäglichen Kriegsverbrechen – wie in Vietnam verloren werden?

Ein Hinweis auf US-Verbrechen gilt als Attacke auf die Loyalitäten der Bürger

Greiner: Auszuschließen ist das selbstverständlich nicht. Wobei sich allerdings im Moment im Irak eine Entwicklung anzudeuten

Militärische Aufgaben werden zum Großteil privatisiert

scheint, die, unter politischen Gesichtspunkten betrachtet, als noch viel dramatischer bezeichnet werden muss als alles, was wir zu Zeiten von Vietnam beobachten konnten, nämlich die Tatsache, dass ein großer Teil militärischer Aufgaben privatisiert wird. Im Irak sind derzeit 120.000 bis 145.000 reguläre amerikanische Soldaten stationiert und zusätzlich 120.000 Söldner. Dadurch wird der politische Preis des Krieges gedrückt. Man befindet sich als Regierung, die diesen Krieg führt, nicht mehr unter den gleichen politischen Zwängen, sein Tun und Lassen gegenüber der Öffentlichkeit zu legitimieren. Das ist eine Entwicklung, die neu ist, die uns in der Zukunft weiter begleiten wird und die die parlamentarische Kontrolle von Kriegsführung extrem kompliziert. Sie wirft auch ganz neue Fragen auf hinsichtlich der juristischen Verantwortung: Wem unterstehen, juristisch gesehen, diese Söldner? Unterliegen sie dem internationalen Kriegsrecht? Sind sie vor Zivilgerichten haftbar zu machen? All das sind Fragen, die beileibe nicht entschieden sind. Augenblicklich werden sie so entschieden, dass sie überhaupt nicht verantwortlich sind, gleichgültig, was sie getan haben. Und andererseits haben wir es hier mit Entwicklungslinien zu tun, die durchaus Parallelen zu Vietnam aufweisen.

Parlamentarische Kontrolle der Kriegsführung wird extrem kompliziert

Kriege der Zukunft werden Kriege gegen Irreguläre sein, nicht gegen konventionelle Armeen

Wenn die Erwartung zutrifft, dass die Kriege der Zukunft im Wesentlichen Kriege gegen Irreguläre sein werden und nicht gegen konventionell ausgerüstete Großarmeen, dann läuft man, wenn man nach wie vor der Meinung ist, man könnte auf diese Herausforderung mit militärischen Mitteln reagieren, große Gefahr, sich den gleichen Schlamassel einzuhandeln wie in Vietnam. Wenn man sich kein anderes Bild dieser Konfliktkonstellation macht und nicht begreift, dass diese Herausforderung nicht mit klassischen militärischen Mitteln zu beantworten ist, dann hat man das gleiche Problem wieder. Das zeigt sich in Afghanistan und im Irak ganz deutlich. Dass diese Einsicht noch immer nicht Platz greifen will, ist sozusagen der Preis einer Tradition, die nicht nur mit Vietnam zusammenhängt, sondern im Wesentlichen auf einer Denkhaltung beruht, die 1945, 1946, 1947 mit dem Kalten Krieg einsetzte und die sich auch bei sehr vielen Intellektuellen eingefressen hat: Probleme von nationaler Sicherheit primär als militärische zu diskutieren und nicht nach ihrem kulturellen, politischen, sozioökonomischen und sozialen Hintergrund zu fragen. Man läuft in der Diskussion des Problems und in den Antworten, die man glaubt, parat zu haben, in selbst gestellte Fallen.

Diskussion läuft in selbst gestellte Fallen